

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 45 (1969-1970)
Heft: 8

Artikel: Hofnarren sind nötig
Autor: Eggimann, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079254>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hofnarren sind nötig

Von Ernst Eggimann

Artikel eines jungen Schweizer Autors über die Artikel der jungen Schweizer Autoren.

Wie seltsam: Ein Autor, der erst ein oder zwei schmale Bändchen veröffentlicht hat, beginnt sich zu politischen Tagesfragen zu äussern! Man räumt ihm Platz in den Zeitungen ein, hier und dort wünscht man seine Meinung zu hören, eine Meinung, auf die man irgendwie zu warten scheint, die man diskutiert, über die man sich oft ärgert, wirklich sonderbar: Man beachtet sie. Nur weil ein junger Autor spricht. Was ist denn das überhaupt: ein junger Autor?

Viele scheinen es zu wissen: Junge Autoren sind politisch und links. Sie engagieren sich. Es kommt vor, dass sie vor lauter Stellungbeziehen gar nicht mehr dazu kommen, weiter Gedichte zu schreiben. Und es gibt solche, für die ein politischer Artikel wichtiger geworden ist als ein literarischer Text. Unsere Gesellschaft scheint ein Bedürfnis zu haben nach unserem linken Gemecker. Dieses Bedürfnis verwirrt mich.

Das Wort links ist natürlich längst ein Klischee. Wer immer nach links geht, bewegt sich im Kreise. Vielleicht hat es etwas mit dem gesellschaftlichen Denken zu tun. Die Wandlung des humanistisch-individualistischen Menschenbildes, wie ich es im Gymnasium kennenlernte, in ein gesellschaftliches, ist eines meiner wichtigsten Erlebnisse. Ich nehme an, dass es den meisten meiner Kollegen ähnlich gegangen ist. Wir haben fast einen Fimmel: Alles ist für uns gesellschaftlich. Wenn wir von einem Sexualverbrechen hören, denken wir nicht: «Dieses Schwein!» – wir schreien: «Scheissgesellschaft!» Es könnte durchaus sein, dass wir vor lauter Wald die Bäume nicht mehr sehen. Nur mit schlechtem Gewissen wagen wir es, ein individualistisches Herz in eine Rinde zu schneiden, glauben wir uns doch, um im Bilde zu bleiben, in ständiger Waldbrandgefahr. Und wir sind fasziniert von dem Gedanken, dass es andere, bessere Gesellschafts-

formen geben könnte, in denen der einzelne Mensch auch besser sein würde. Deshalb fallen wir so leicht aufs Kritisieren. Und unsere Geschichten und Gedichte entstehen meistens deshalb, weil wir hinter die Spielregeln unserer Gesellschaft und Sprache kommen wollen.

Nun ist aber die gesellschaftliche Wirkung eines literarischen Textes sehr beschränkt. Das wurde mir spätestens während meines letzten Militärdienstes bewusst, als ich feststellen musste, dass von der ganzen Kompanie wohl keiner nach der Schule je wieder ein Gedicht gelesen hat, moderne schon gar nicht. Wir Schweizer Dichter sitzen, ob wir nun wollen oder nicht, immer im Elfenbeinturm. Voller Illusionen, vergessen wir meist, dass der Schweizer eine Art Mensch ist, die sehr gut ohne Literatur auskommen kann – was übrigens auch seine durchaus sympathischen Seiten hat. Eine politische Wirkung durch Dichtung ist in der Schweiz nur ein höchst romantischer Traum. In der Sowjetunion scheint das anders zu sein, sonst müsste man dort die jungen Dichter nicht nach Sibirien oder ins Irrenhaus schicken. Selbst der Dramatiker darf keine grosse Wirkung von seinen Stücken erwarten. Welcher Berner würde ein im Berner Stadttheater aufgeführtes Stück von Dürrenmatt heute noch auf sich beziehen? Das genießt man schon wie Schiller. Aber wenn der Dichter seine Konsequenzen zieht und eben an dieser Stelle seinen Literaturpreis an einen Dienstverweigerer weitergibt, dann stellt sich allerdings die politische Wirkung ein.

Mit offensichtlich politisch engagierten Texten hat es auch sonst seine Schwierigkeit. Da ist zum Beispiel das Dilemma mit den Vietnamgedichten. Es gibt nur ganz wenige, die ich noch hören kann, und ich glaube, es geht den meisten so: «Vietnam, Nakong» – was soll's? So gut gemeint diese

Texte sein mögen, die Gefahr besteht jedenfalls – und vielleicht am meisten bei den besten Vietnamgedichten – dass ein ästhetisches Klischee geliefert wird, mit dem wir uns die scheussliche Wirklichkeit vom Leibe halten können.

Es kommt noch dazu, dass ein allzu sichtbares Engagement der Qualität eines literarischen Textes schadet. Aber der junge Autor hat ein schlechtes Gewissen, wenn er die brennenden Fragen unserer Welt ignoriert. Es kann ja der Augenblick eintreten, der alle Poesie schlagartig Lügen straft. Ich habe erlebt, wie ein Dichter, der zu den Konkreten gehörte, beinahe von einem Tag auf den andern auf die Gegenseite der politisch Engagierten übergang und seine früheren Texte als sinnlose ästhetische Spielereien abtat. Das auslösende Moment dieser Wandlung war eine Zeitungsmeldung, die von einem Erfolg der NPD berichtete.

Da mit Literatur schwierig zu wirken ist, drängt sich eine andere Lösung auf: Wir beginnen, Artikel zu schreiben. Selbstverständlich werden unsere literarischen Texte auch gesellschaftlich engagiert sein, was wir auch schreiben werden, wird unsere Gedanken über die Gesellschaft gewissermassen zwischen den Zeilen enthalten. Aber nun tritt neben das stillere schriftstellerische Werk die lautere journalistische Stellungnahme.

Wie schon gesagt, es beunruhigt mich, dass unsere Gesellschaft ein grösseres Bedürfnis zeigt, unser «linkes Gemecker» anzuhören, als unsere Gedichte zu lesen. Man könnte sich boshafterweise vorstellen, dass einer, der eine politische Plattform braucht, erst einmal ein Lyrikbändchen schreibt, um dann als «junger Autor» auftreten zu können. Warum ausgerechnet wir? Vielleicht deshalb, weil man uns in der Schweiz für harmlos und gutmütig genug hält, dass man mit uns ohne Gefahr eine Freiheit demonstrieren kann, die es eigentlich gar nicht gibt? Etwa in dem Sinne: Wir sind ein Staat, der selbst solche Stimmen zu Wort kommen lässt, aber selbstverständlich tun wir doch, was

wir wollen. Haben wir nur eine Alibi-funktion, die man uns gerne lässt, weil in unserem Lande ja ohnehin keine Gefahr besteht, dass man einen Dichter allzu ernst nimmt? Jeder Souverän braucht einen Hofnarren. Sichtlich amüsiert hört er ihm zu, mit der beruhigenden Gewissheit, dass alles gottseidank doch nicht so schlimm ist.

Wie aber, wenn das Bedürfnis, die Meinung junger Autoren zu hören, echt wäre? Handelt es sich da möglicherweise um einen guten Instinkt des Volkes, dort zu fragen, wo wirkliche Antworten zu erwarten sind: beim schöpferisch Tätigen? Es scheint mir offensichtlich, dass die schöpferischen Gaben des Einzelnen heute systematisch unterdrückt werden. Nicht einmal mehr im Bett kann ich mich auf meine eigenen Einfälle verlassen, Herr Kolbe zeigt es perfekter. Ein schrecklicher Gedanke, dass selbst der intimste Bereich manipuliert wird! Andere Gedanken sind Mangelware geworden. Jeder andere Gedanke, der quer zum Üblichen steht, bedeutet ein klein wenig Freiheit: Atemraum, Spielraum. Die sprichwörtliche Ordnung unseres Landes ist durch die Technisierung noch ordentlicher geworden. Die Freiheit des Schweizers bewegt sich in Gleisen. Ein wenig Unordnung stiften würde nichts schaden. Es könnte sein, dass der junge Dichter mehr unter der Zeit leidet, sensibel, wie er per definitionem ja ist. Vielleicht erwartet man von ihm irgendwelche Hilfen, sei es auch nur die, klarer zu sehen.

Die Stärke des jungen Autors könnte darin bestehen, dass er nicht «in» sein will, dass er sich weigert, gedankenlos mitzumachen und versucht, für sich keine Sätze mit «man» zu bilden. Durch seine Arbeit an der Sprache ist er hellhörig geworden für



Ernst Eggimann, 1936 in Bern geboren, wirkt heute als Sekundarlehrer in Langnau im Emmental. Er ist Mitglied des Berner- und des Schweizerischen Schriftstellerverbandes und Kolumnist des «Bund». Im Jahre 1963 veröffentlichte er «Die Kehrseiten» und «Heraklit», zwei Erzählungen, die im Tschudy-Verlag in St. Gallen erschienen. Für die unter dem Titel «psalmen» im Wiesbadener Limes-Verlag erschienen Gedichte war ihm 1967 der Literaturpreis der Stadt Bern zugesprochen worden. Die gleiche Ehrung des Kantons Bern erhielt er ein Jahr später für die im Arche-Verlag in Zürich veröffentlichten berndeutschen Gedichte «henusode». 1969 erschienen – ebenfalls im Arche-Verlag – seine Erzählungen «Vor dem jüngsten Jahr».

alle Phrasen, kommen sie nun von Politikern oder von Werbetextern. So kann der junge Autor auch im politischen Leben eine Funktion haben, eben gerade darum, weil er keiner Partei angehört und sich nicht mit der alltäglichen demokratischen Kleinarbeit herumschlagen muss. Das liegt ändern besser; ich beginne bei Sitzungen, die über eine Stunde dauern, so zu leiden, dass nichts Vernünftiges mehr zu erwarten ist.

Der junge Autor schafft Distanz. Aus der Distanz ergeben sich ganz neue Gesichtspunkte. Vielleicht sind sie zu futuristisch und utopisch, und die sogenannten Realpolitiker schütteln nur den Kopf. Aber wir leben ja bekanntlich in einer beängstigend futuristischen Zeit, und gerade die

Zukunftsperspektive fehlt unserem konservativen Lande sehr. «Von der Igel- zur Vogelperspektive», sagt Kurt Marti. «Aber auch ein Igel muss sich zur Nahrungsaufnahme entrollen», schreibt Peter Bichsel. Beide Bilder vom verwandelten Igel scheinen mir tauglich als Leitbilder für eine kommende Schweiz. Leitbilder, welche die ältere Generation so schmerzlich in den Äusserungen der jungen Autoren vermisst. Möglich, dass viele ihren Igelkomplex immer noch nicht überwunden haben, und dass jede Veränderung sie ängstigen muss. Mir scheint, wir hätten meistens vor den falschen Dingen Angst: Angst vor dem Wähler, Angst vor den Fremden, Angst vor der Veränderung, vor der Freiheit, Angst vor der Angst – was eine Definition der Neurose ist. Dass in unserem Lande die jungen Schriftsteller mehr und mehr befragt werden, obschon sie oft genau das Gegenteil von dem sagen, was man gerne hört, scheint mir ein gutes Zeichen zu sein. In der heutigen Situation sind selbst Hofnarren nützlich. Es ist ja erstaunlich, wie sehr sich die mittlere und jüngere Generation der Schweizer Schriftsteller um unser Land bemüht hat und immer wieder bemüht – von Max Frischs «Achtung: Die Schweiz» mit dem immer noch aktuellen Satz: «Man ist nicht realistisch, indem man keine Idee hat», bis zum kürzlich erschienenen «helvetischen Zwischenspiel» in Dürrenmatts Monsterrede. Diese Äusserungen zum Staate würden gesammelt wohl einen umfangreichen Band füllen. Man könnte geradezu von einer erstaunlichen «Vaterlandsliebe» der jungen Autoren sprechen. Genau wie unsere Werke ganz und gar schweizerisch sind bis in die Sprache hinein, sind wir doch alle eingefleischte Demokraten.

Die Schweiz wird gut daran tun, noch mehr auf ihre Schriftsteller zu hören, selbst wenn einige alte Igel immer noch staatzersetzende Kräfte fürchten sollten. Unsere Demokratie braucht freie Diskussion. Wir wären ein bedauernswertes Land, wenn wir sie nicht verkraften könnten.

